

So sind die Verfassungen der Staaten tatsächlich auf Gründen verschieden, so gibt es auch für die Staatsgewalt, das heißt für die oberste Autorität und gebietende Macht im Staat verschiedene Träger und Inhaber. Doch auch hierbei besteht trotz formeller Verschiedenheit eine Einheitlichkeit und Gleichartigkeit in Wesen. Doch jenseits verdeckten Träger ist die Staatsgewalt im Grunde überall dieselbe; kommt sie doch nach kirchlicher Auffassung nicht von unten, aus dem wechselseitigen Bedürfnis der Freien, aus der Willkür der Massen oder der Mächtigen, sondern aus Gott.

Die Staatsgewalt dient den höchsten Lebenszwecken, die Gott der Menschheit gezeigt, der Ruhe und dem Frieden der Gesellschaft, der öffentlichen Sache und Ordnung; sie dient diesen Zwecken auch dann, wenn unglaubliche Staatsgewalt nicht davon abhängt. So soll dann mit Recht die höhere kirchliche Weisheit: Alle menschliche Arbeit, auch die apostolische Arbeit, alle Machtentwölfung, auch der Gottesdienst und die Siegeskraft der Kirche, sie können nur gebieten, was Recht und Sicherheit herstellt, was äußere und innere Freiheit wolle. Das Gesetzwohl des Volkes ist der höchste und innigste Lebenszweck des Staates: „Salus populi suprema lex!“

Diese Höchststellung des öffentlichen Wohles ist für den christlichen Staatsgedanken besonders seit Thomas von Aquin unbekannt; auch Leo XIII. betont sie immer wieder und leitet aus ihr die eigentliche Staatsgewalt ab: „Das Gemeinwohl... ist das wesentliche Prinzip und das erhaltende Element in der menschlichen Gesellschaft; daraus folgt, daß alle wahren Staatsührer es um jeden Preis wollen und fördern müssen. Ja, aus dieser Notwendigkeit, das Gemeinwohl zu sichern, erlicht wie aus der eigentlichen und unmittelbaren Quelle die Reinheitsfalte einer überzeugenden Gewalt, die sich selbst auf das höchste Ziel einzustellen und das vielseitige Wollen der Untertanen weise und standhaft ihm einzurichten hat.“

Der christliche Staatsideal sieht aber auch der Macht des Staates eine berücksichtige: Die Staatsgewalt ist „Gottes Dienst“, nicht Gott gleich; sie ist „Gottes Dienst zum Guten“, nicht zum bösen! Dem sollen, lesen „Ja“ der christlichen Staatsidee steht ein eben steriles, innerbürgerliches Nein gegenüber. Die Christen der ersten Zeit rühmen sich als die treuen Kämpfer, aber sie bekannten auch laut den Grundsätzen: „Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen!“

Aus dieser festen Grundstellung heraus hat die christliche Staatslehre im 18. Jahrhundert die große Erneuerung und Täuschung Europa ausgelöst, im 19. Jahrhundert die offene Verkörperung des Staates durch Hegel beläuft; von dieser Stellung aus lehnen wir heute ebenso nachdrücklich die auf materialistischer Basis errichtete Staatskonstruktion des Sozialismus und Kommunismus als verhängnisvollen Widerspruch zur christlichen Staatsidee und echter Bürgerfreiheit ab.

Als wichtigste Folgerung ergibt sich aus der christlichen Staatsordnung die Unersetzlichkeit der Revolution, das heißt der gewaltförmige Sturm und Übermacht der verfassungsmäßigen Ordnung. Im weiteren Sinne gehört hierher neben der Auflehnung des Volkes gegen die Staatsgewalt auch die Unterdrückung der Volksrechte durch die Kirche, die sogenannte Revolution von oben. In beiden Fällen steht sich die plinische Gewalt, der volle Willkür der Macht, an die Stelle des Rechtes, der sittlichen Ordnung. Ein solcher Gewaltstoss kann, auch wenn er geheizt ist, nicht Unrecht in Recht verwandeln.

Und wie stellt sich dieser Grundzustand zu der Zivilisation, doch doch so viele Staatsmänner in älterer und neuerer Zeit durch Revolution oder Rechtsbruch hindurchgegangen sind, und dennoch bald nachher vom Volkerrecht anerkannt, ja auch von der Kirche wie rechtähnliche Staatsgebilde behandelt worden sind? Auf diese Frage antwortet Leo XIII. durch zwei bedeutsame Ratschläge des Jahres 1892, in denen er die Kirche und die Katholiken Frankreichs anfordert, sich „ohne Hintergedanken und mit voller Loyalität“ der Republik anzuschließen. Er weist darauf hin, daß

die von Gott dem Staat gegebene Gewalt nicht gleichzeitig einen einzigen, unveränderlichen Bestand

der historischen und politischen Rechtsformen garantiert; er weist hin auf die gesellschaftlichen Tendenzen, die sich in Frankreich seit 100 Jahren vollzogen hatten, und führt dann fort: „Solche Tendenzen sind keineswegs in ihrem Umfang immer rechtmäßig, ja es kann schwer, doch es seien. Dennoch bemüht der höchste Gesichtspunkt des Gemeinwohls und der öffentlichen Ruhe die Pflicht, die neue, im Befreiende befindliche Regierung anzuerkennen, anstatt der alten, tatsächlich nicht mehr vorhandenen.“

Es ist nicht meine Aufgabe, die genannten Grundzüge christlicher Staatsaufstellung des näheren auf die heutige Lage unseres Vaterlandes anzuwenden; jede Politik soll meinen heutigen Recht, die allein auf das Christliche giebt, fernbleiben. Aber weil wir Katholiken im Sittlichen so eingeschlossen sind, bedeuten wir auch tatsächlich eine Macht der Einigung für die heilige Zertheilung unseres Volkes. Und weil diese großartige Tugend und aus der Masse katholischen Glaubens und Lebens heraus in allen guten Vorjahren für die frithliche Erneuerung der Welt bestehen will, dürfen und sollen wir uns heute auch fragen, welche praktischen Folgerungen wir aus den vorgetragenen Grundsätzen für unsere Staatsgründung zu ziehen haben.

Das Beste und Elementarste, das wir von uns selbst fordern, ist ein lebenswertes Interesse am Staat im allgemeinen. Jeder von uns muß sich die innere Anteilnahme am Staatsleben bewahren — trotz so vieler Kinder, die den politischen Sinn abgestimmt sind. Wir Deutschen sind von Natur unpolitisch angelegt, als andere Nationen; und die durchsetzbaren Entwicklungen, die wir durchgemacht haben in vielen das lebendigen Teilnahme am öffentlichen Leben erstickt. War das früher schon ein Fehler, so wäre es läbhaft und verhängnisvoll bei der heutigen demokratischen Staatsform. Demokratie ist undenkbar. Demokratie wird notwendig zum reinen Herzblatt, wenn die Tüchtigen, die gewissenhaften Männer und Frauen sich vom Staatsleben zurückziehen und in private Sorgen einstimmen. Wir können aus dem entstehenden Zusammenbruch nicht wieder emporkommen, wenn nicht

alle Einzelnen als lebenswerte, gefunde Helden im Organismus sich für das Gange einsehen

und verantwortlich fühlen. Heute stehen wir Deutsche unter harter Beobachtung, die Einstellung zum Staat von leidenschaftlichem Empfinden beherrschen zu lassen. Die Hochspannung der patriotischen Geiste im Streit, die darauf eingehende Trauer und Vergeltung haben ausschließlich die Volksfeinde erschüttert. Um so naturnaher ist es, daß wir uns zu mütierten, unbeständigen Gedächtnis im Fleischen und Knochen gewinnen, daß wir auch bei allen Beschlüssen unserer Hoffnung niemals den Kopf verlieren. Wir müssen sie nicht meistern mit Gewalttat, Kraftwollen und Härte, auch nicht mit leeren Wünschen und Wehklagen, sondern nur durch eiserne Pflichterfüllung nach den Grundsätzen christlicher Staatslehre. Dies gilt vor allem der Jugend von heute; sie liegt es besonders nahe, das Volkliche und Standpunkt romantischer Neigung zu bearbeiten. Aber wie oft muss die ehrne Pflicht in allen Dingen der Sprache, der Rechnung und Schmiedemeister entsprechen! Trotz allem, was niederdenkend wirkt auf Ihren Jugendmut, rufe ich Ihnen zu:

Verzweifeln Sie nicht an der Gegenwart, urteilten Sie nicht nach verschwarter Empfindung, lassen Sie sich nicht nach dem Schmoldewitz drängen. Sie können die große Aufgabe, die Gott Ihnen stellt in dieser Zeitenwende, nur erfüllen durch männliche Selbstüberwindung, durch tätige, opferfreudige Einordnung in das Gange des öffentlichen Lebens!

Und weiter sage ich: Wenn auch der Staat nur schwach und schwielig verlangt; das Volk verlangt Siebel. Wenn wir nicht auftreten, so müssen wir fülliger Hoffnungslosigkeit, so werden wir bestimmt uns für Voll und Heimat, für Vaterland und Mutterland! Auch das ist edle Staatsgründung.

Staat und Volk sind ja nicht zwei getrennte Dinge; das Volk ist der lebendige Inhalt des Staates, der Staat die rechtmäßige Organisation des Volkes.

Diese Einheit von Volk und Staat ist uns Deutschen leider nicht so ins Bewußtsein gebrungen, wie anderen Völkern, den Schweizern, Italienern, Franzosen usw.; dort wäre ein starkes politisches Herz und Charakter unverständlich ohne energetisches Bekennen gut gelungen Staatsordnung.

Bei seiner christlichen Überlieferung! Die katholische Staatslehre erwidert das Ideal des Staates in einer Rechts- und Wohlfahrtsordnung, die unbeschadet der Freiheit aller Bürger doch von christlichem Geiste durchdrängt ist, in einem Staat, der sich als Ganzes zum katholischen Glauben bekennt, daher in wichtigsten Kultursphären mit der Kirche einträchtig handelt in Gottes Hand steht. Dieses Staatsideal gehört heute fast überall der Vergangenheit an, die neueste Entwicklung hat auch in Deutschland zu einer weiteren Förderung jenes Freundschaftsverbandes gebracht. Allein, wenn der Staatsform an positivchristlicher Prägung abgibt, das kann und soll bei einer demokratischen Verfassung vom Volkswillen möglichst erlebt werden, durch freie Gestaltung des Volks- und Gesellschaftslebens neugegründet werden. Solche demokratische Möglichkeiten sind auch heute gegeben. Schauen wir nicht, an solche Aufgaben heranzutreten, christlich-katholische Gedanken.

Edles Erbgut unserer alten Kultur ins Leben des neuen Volksstaates hineingetragen!

Der Boden ist gelodert, die Säulen sind gezogen, die deutsche Erde harrt des Sammens. Eine gewollige Schaffenskunde ruft uns zur Arbeit; vielleicht fehlt nie ein Augenblick wieder, wo wir für Gottes Kirche und Vaterland gründen können!

Gott sei Dank befreit wir freie Organisationen aller Art, die nach dieser Richtung hin großzügig arbeiten können und zeitgemäß arbeiten wollen — das Programm dieser Tugend bietet nicht so viele Stunden vom Morgen bis Abend, daß sie alle noch ihrer Sphäre und Bedeutung zu Wort kommen. Möge ihr heiliger Meister eine allmähliche christliche Erneuerung unserer Volkskultur zu bringen, möge ihre geschlossene Phalanx den berufenen politischen Parteien den notwendigen Halt und Rückgrat verleihen, um den christlichen Kulturbegriff in Staat und Reich zur vollen Freiheit und Kraft zu verhelfen!

Das alles wird schließlich nur gelingen, wenn wir einmal einig sind, einig mit allen Glaubensgenossen in jener feierlichen Kreuz und Verbergleitung, die allen Streit der Stände überwindet, alle Herzen zu Milde und Freigebigkeit öffnet; einig aber auch mit andersgläubigen Volksgenossen im aufrichtigen Streben nach Deutschlands Wohl und Größe.

Die Wahrung der nationalen Einheit

In Freiheitszeiten ist, wie die Geschichte zeigt, für uns Deutsche lange nicht so leicht, wie das geschlossene Teamgehen im Kriege; möge uns das Beispiel anderer Nationen auch nach dieser Richtung ein Vorbild sein! Möge aber vor allem der eine Gedanke uns vor Augen schweben: die nationale Einheit ist die einzige große Errungenschaft und Erfahrung, die wir gerettet haben aus dem politischen Zusammenbruch!

Die heutige einmütige Offenbarung katholischer Kultur und Brüderlichkeit möge aber auch den Volksgenossen, die draußen stehen, die infolge moderner Glaubens- und Kulturerwerbshabens der christlichen Staatsordnung feind sind, als ein Beispiel und als ein Friedensbrücke erscheinen, der sie einführt, aus dem Feind und Streit der Zeit ihren Platz emporzuheben zu den ewigen Freiheiten und Freiheitsungen, die uns Katholiken in aller Dienstbarkeit trösten und aufrechterhalten!

Vor Anfang, oder besser, die Geschichte hat es gesagt, daß die beiden deutschen Ströme, die querzt eine große christliche Kultur geschaffen haben, der Rhein und die Donau, die heute in ihrem Stromgebiet nach von katholischer Bedeutung umsummt sind. Anschließend vom Südmästspfeiler des Reiches, aus der Nähe des „deutschen Meeres“, ziehen sie dahin nach Nord und Ost, an

Hast Du Augengläser benötigt, gebe zu Brüder Roeting Dresden-A. Pragerstr. 23

Die große Hoffnung

Originalroman von Erich Weinert
Urheberrecht durch Greiner u. Comp., Berlin B. 30

(21. Fortsetzung.)

Leidermal, wenn solche Gerüchte an... Gerdorfer sah langsam, gab es ihr einen Stoß in der Brust. Nur das nicht mit ansehen zu müssen, daß Edita das Glück möchte, das Aunchen so leidenschaftlich verschafft hatte!

Frau Agnes Effenberg hatte sich auch bereits gelöst. Kurz nach Weihnachten stand ihre Verlobung mit Mittwochster von Wechsel im Schloßblatt. Tagesblatt.

Als Frau Gerdorfer es Gustav brüllte, in einem Briefe mitteilte, und einige halb bedauernde, halb vorwürfsvolle Vermutungen daran knüpfte, kam umgehend eine Amischiatsarte von ihm zurück: „Besten Dank für die Neuigkeit. Meine Antwort darauf: Gott sei es getrommelt und gespißt!“

Somit schrieb er selten und kurz an die Mutter, während Aunchen ob und zu einem langen lustigen Brief von ihm bekam.

Als das zweite Weihnachten nach Aunchens Verlobung herankam, entschied sich endlich Trolls Schatz. Es war zu einem Grenzregiment versetzt, dessen Oberst sein Onkel war.

Greiß nach Weihnachten sollte nun geholt werden, denn Troll mußte an seinen neuen Dienstort abgehen und eine lange Trennung, erklärte er, nicht auszuhalten zu können.

Frau Gerdorfer hatte nichts dagegen einzutragen. Innerlich war sie sogar froh, das verdiente Paar paar loszuwerden, dessen Auseinander hoffte sie bestimmt, daß Gustav, dessen Soldaten gegen alle Voraussetzung immer noch in Rändern lag, nun Weihnachten daheim verbringen und dann noch über Aunchens Hochzeit bleiben würde.

Aber acht Tage vor Weihnachten kam plötzlich eine Postkarte von ihm: „Ende nach Polen verlegt, somit heute abend für einstündigen Urlaub heim. Gustav.“

Schon wenige Stunden später war er da. Häublich, fröhlich wie immer sahen er allen Zug vergeben zu; die Mutter mit der alten Herzlichkeit.

Natürlich batte er auch wieder etwas zu beklagen. „Um pour kleine Kindstände nur, die aber vor der Abreise bestimmt werden müssen. Leiderhans braucht du kein so er...“ Es Gesicht zu machen. Mutter, es sind diesmal nur 1500 mar.“

Ein lösliches Idiotisch.

Trolldeut! Wenn du so weiter machst, Gustav, gehen wir zu gründen!“

„Ich hoffe, in Zukunft besser auskommen zu können. Polen soll billig sein. Auch will ich mich dort auf ein mobiliertes Zimmer beziehen und meine eigenen Möbel vor der Abreise verkaufen. Eine Junggesellenwohnung mit allem Durchein und Durchein ist immer eine Menge Geld. Wahnsin ich bei fremden Deuten, brachte ich niemand einzuladen. Schön das erwartet viel. Und

dann, Mutter...“ er lachte sie schelmisch an, „werde ich ja doch auch endlich die gute Partie machen, die ich mir vorgenommen habe und auf die du schon so unbeduldig wartest. Dann sind wir beide fein heraus!“

Frau Gerdorfer fuhr wie elektrisiert in die Höhe.

„Mein Gott, eine in August, Gustav!“

„Mein, mein, Mutter,“ unterbrach er sie lachend, „rege dich nicht auf. Doch ist gar nichts im Werke, und bleibende, welche“ verbringt sich noch völlig in der Rollen-Hintergrund. Aber es wird schön werden, nur Geduld. Ich komme ja jetzt in die gesuchte Paradies, wo es reiche Russinnen und Polinnen genug gibt. Da sagst du mir die Allererste und Allerletzte aus.“

Die Mutter war enttäuscht auf ihren Stuhl zurückgekehrt.

„Ach... das Polinnen! Darum wirstest du?“

„Du findest es alle verschuldet! Da hättest du es hier wohlso deinerseits haben können, Gustav! Warum bist du dann nicht nach Schlossstädt gekommen, so lange Agnes Effenberg noch frei war? Ich schrieb dir doch, wie viel sie hat und daß sie dich unmissig getan hat. Jung und hübsch ist sie auch...“

„Alles zugegeben, Mutter,“ sagte der junge Offizier, sofort wieder ernst werdend. „Aber ich liebte Agnes Effenberg eben nicht und darum kam sie für mich nicht mehr in Betracht, nochdem ich mir darüber klar geworden war.“

„Das ist überspannt! Du wirst doch auch früher gar nicht so, Gustav!“

„Entschuldige — eine Frau ohne Liebe zu halten, bloß um des Geldes willen, ist gewinnt. So viel war mir immer klar. Nur daß ich früher der Irrigen Ansicht war, anheres Weibesglück lenigen genüge, um Liebe zur Entscheidung zu bringen. So dachte ich bei Rosine und einem Beistand bei Agnes Effenberg.“

„Dann bin ich mir unwillig auf.“

„Ich bitte dich, verdonne mich mit diesen überspannten Fräuden! Von Liebe habe ich im letzten Jahre wahrlich genug mit ansehen und hören müssen. Wohin das führt, haben wir ja bei Aunchen sehr gute Kenntnis.“

Und sie begann dem Sohne noch einmal zu erzählen, was er aus ihren Briefen schon zur Kenntnis wußte: welches Glück sich Aunchen durch diese törichte Liebe verschafft habe und wie sie Troll dafür hätte.

Schweigend hörte Gustav zu. Aber während sie sprach, war es, als setzte sich zwischen ihr und ihm abermals etwas Trennendes, Unbegreifliches wieder, das wie eine Wand da stand.

„Du bist sehr... seltsam, Mutter,“ sagte Gustav endlich, nachdem sie schwieg. „Andere Mütter lieben sich am Glück ihrer Kinder und empfinden es mit. Du aber liebst Aunchen, weil sie glücklich ist, und hältst den Mann, der ihr alles ist. Ich weiß, daß diese unmäßliche Liebe sich nicht eines Tages rächt und da dich gerade noch Aunchen schürt, die du jetzt gewisslich von dir entfernst.“

Frau Gerdorfer antwortete nicht gleich, sondern starrte eine Weile vor sich hin.

„Wöhlst mir sie sich denn Statt, Leibenshaflich an die Brust. Ich habe dich, Gustav! Du wirst immer mein Kindling und bist es heute mehr als je zuvor. Aunchen ist mit fremd geworden und ich werde später erst recht nie vergessen können, daß sie Troll Frau ist und mich so lieb enttäuschte. Mein Leben und Glück bist du allein!“

Die tiefe Entzweiung, mit der sie sprach, rührte den Sohn, erschreckte ihn aber auch zugleich. Und während er der Mutter graues Haar gleichsam beruhigend strichholte, sagte er leise:

„Und wenn nun auch ich dich eines Tages enttäusche, Mutter? Ohne Absicht... nur weil es eben das Schicksal manchmal so sagt... würdest du dann auch ausführen, mich lieb zu haben?“

Einen Augenblick starre sie erschrockt zu ihm auf. Dann schüttelte sie lächelnd den Kopf.

„Du wirst mich ja nie enttäuschen, Gustav, du bist klug und wie haben zu dieselben Ansichten vom Leben... wenigstens in den Hauptpunkten.“

Er schwieg. Hatte sie die Wollust?

Am nächsten Mittag reiste er ab. Erst nach der alten Garison zurück und von dort zwei Tage später nach seinem neuen Bestimmungsort. Er hatte der Mutter fest versprochen, ihr von Polen aus regelmäßige und ausführliche Briefe über sein Leben dort zu schicken. Denn du weißt ja, mich interessiert alles, jede Kleinigkeit! schreibt sie ihm beim Abschied noch einmal ein.

Am 3. Januar betratte Aunchen. Ein lebendiger Augenblick war Otto doch noch gekommen, obwohl er anfangs schwach, er werde keinen Urlaub bekommen. Nun war er der Schwester Brautvater. Lieutenant Schröder war Trolls Zeuge, Thilde Hobinger und Meta Berg, deren Vater sich wider Erwarten doch von seinem Schlaganfall erholt hatte, kinderlose Brautjungfern.

Gang Schlossstädt war auf den Seiten und die Kirche so voll, daß man keinen Platz hätte wetzen können.

Aunchen saß aber auch wunderlich aus in ihrem duffigen weißen Brautkleid mit dem Kleinenkronen im goldenen Saar und dem bald brautlich blassen, halb glückstrahlenden Ausdruck im süßlichen Gesicht.